'S Franzli vom Acherboden : Erzählung aus Nidwalden

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **60 (1919)**

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1007994

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

's Franzli vom Acherboden.

Erzählung aus Nidwalden.

1. Allerlei Menschen!

„Dä verfluämät Hoffertfutz!“ Katharina Imfeld schlug sich aufs Maul, daß es klang, wie wenn man mit der flachen Hand auf einen faulen Apfel schlägt, und sagte dann ganz leise noch einmal: „Ja, dä verfluämät Hoffertfutz“, und noch leiser: „aber wenn sie nur nichts gehört hat.“ Katharina Imfeld oder das Hogertrini hatte am Fenster gesessen, im Gebete vertieft, und war nun aufgesprungen. Das große Gebetbuch mit den mächtigen Buchstaben klappte es zu. Nun der Herrgott mußte mit ihm zufrieden sein; so viel wie sie betete niemand in der ganzen Gemeinde. Mochte sie auch hie und da während des Gebetes der Außenwelt einen berechtigten Blick zuwerfen, so mußte das der Herrgott begreifen; denn nach der genauen Rechnung der Katharina Imfeld blieb dennoch im Himmel ein gehöriges Guthaben zu ihren Gunsten stehen, selbst nach Abzug all der Schulden und Sünden.

Da stand denn das Hogertrini ingrimmig über die Störung in ihrer Altjungfernstube. Im „großen Himmelsschlüssel“ hatte sie soeben von der Herrlichkeit der Gerechten gelesen. Die mächtigen Buchstaben des Gebetbuches redeten eindringlich. Weite Torbögen schienen sie zu sein, breite, wuchtige Himmelseingänge bildeten sie und durch sie schritt Katharina Imfeld mit langsamen Schritten und seligen Augen und geradem Rücken, würdig und gemessen wie der neue Pfarrhelfer, der so andächtig die Messe lesen konnte.

„Dä verfluämät Hoffertsesel, in solchen Gedanken einen zu stören!“, und unwillig schob Katharina Imfeld das Vorhänglein rasch beiseite; das gab gutmütig nach aus alter, lieber Gewohnheit, und in dem kleinen Gucklöchlein zeigte sich s' Franzli vom Acherboden: ein schlankes, leichtfüßiges Mädchen mit gelben Schuhen und einem eng anliegenden Kleide, mit einem Körper, biegsamer als eine Weide, einem Köpflein, leicht und vorwitzig, und einem heillos kecken blonden Haarschopf. Wie s' Franzli nun so dahin trippelte wie eine Bachstelze, den Rock hochgerafft, damit man die feinen Spitzen am weißen Unterrock bewundern könnte, ward das Gesicht der Katharina Imfeld immer finsterer. Um ihre Stirne legten sich Falten an Falten, kreuz und quer, düster und tief, und ein dunkles, neidiges Glühen kam in die Wangen.

Endlich sprang sie von ihrem Guckloch-lein auf und begann das Franzli nachzuäffen; sie hob den Rock hoch, gab ihrem buckligen Rücken einen kecken Schwung, dem vornüberhängenden Kopf einen leichten Ruck nach hinten und auf die Seite und wippte nun in der Stube herum. Eine lachende Sonne strahlte in die Stube hinein und schaute zu, und kluge Augen hätten sehen können, wie sie schmunzelte.

Aber die alten Knochen waren nicht mehr so recht geschmeidig. Bald hatte sie genug. Nach der großen Anstrengung setzte sich das Hogertrini in den Lehnstuhl, jede Falte des Gesichtes war nun schlaff und zufrieden: Die hatte nun, was sie verdiente, „das Lappimeitli!“ Die lachende Sonne aber fuhr mit einschläfernder Hand über das Gesicht der alten, guten, eifrigen Jungfer, daß sie zu schnarchen anfing.

Und aus dem geöffneten Munde starrte der einzige, große, lange Schneidezahn des untern Kiefers hervor wie ein Drohfinger gegen die Schlechtigkeit der Welt, wie ein unbeholfenes Ausrufszeichen in einem Schülerbriefe. — Daß aber ein loser Traumbube ihr nun vorgaukelte, sie wäre auch noch ein so fröhliches junges Ding und hätte einen leichten, schlanken Körper und ein enganliegendes Kleid und einen mutwilligen Gang, einem jungen Kätzchen gleich — nein, das war doch gar zu unverschämt.

S' Franzli vom Acherboden kannte die Liebe, die Katharina Imfeld zu ihm hegte und vergalt durch gleiche Gegenliebe. Der Weg in den Acherboden ging gerade neben dem Guckfenster des Hogertrini vorbei. Nun Weiberlist auf! Wer konnte die andere mehr

ärgern? Helläugig wie eine Meise, mit geschärftem Ohr, hatte das Franzli hingeschaut, ob kein krummer Schatten ihrer Gegnerin im Altjungfernhäuschen sich zeige. Richtig ja, und ein Gelärm, als ob Katharina mit jemandem im Streit wäre: Darum jetzt das Röckchen hoch, die Füßchen fein und zierlich vorwärts, das Köpfchen auf die Seite, so wie das Hogertrini es gerade nicht leiden mochte. Und gelegentlich nach Art der Spatzen ein flinker Blick zum wohlbekannten Gucklöchlein.

Als s' Franzli hinter der Wegbiegung war und vom Hogertrini nicht mehr beobachtet werden konnte, ließ es sich, wie es war, aufs Gras hinfallen und lachte und lachte, wie ein Distelfink trillert im Mai. Schließlich stand es auf, reinigte geschwind das Kleid, steckte sich eine gelbe Blume ins Haar und sagte laut mit einem schnippischen Schwung ihres Köpfchens: „diä dumm alt Druckä!"

Und lachend und kichernd ging es dem Acherboden zu.

Katharina Imfeld hatte gut gesehen, und wenn ihre Augen auch oft aufglühten in dunklem, blindem Haß, wie ein Waldwasser aufleuchtet, wenn zwischen den Tannenbäumen ein Sonnenstrahl in seine Tiefe fällt, so hatte sie doch gut gesehen. Und wenn der Haß auch meistens am grauen Star leidet und alles nur dunkel sieht, so entdeckt er oft doch manches Wahre. Und so war das Franzli ein „Hoffertsfutz", aber doch nicht ganz so schwarz, wie das Hogertrini meinte.

Jede Abneigung ist wie das Sehen durch ein Fernrohr. Bei den guten Eigenschaften des Mitmenschen hältst du es verkehrt vors Auge, womöglich noch einen Fuß weit vom Auge weg. Beim Bösen aber, ja da wird das Fernrohr richtig und flink ans Auge gedrückt und jetzt schaust du und schaust: Donnerwetter, als ob du das gelobte Land sehen würdest mit seinen Weinbergen, seinen blauen Trauben, mit dem unendlichen Meer, mit den Feigenbäumen im herrlichen Licht, und nicht bloß einen Flohpick auf dem Buckel des Mitmenschen. Aber Katharina Imfeld, dein Fernrohr gebrauchen Tausend andere auch, die in fein gebügelten Hosen spazieren gehen, die Humpel-, oder Faß- oder Tonnen- oder Glockenröcke tragen, und nicht wie du ein kattunenes „Schluttli"! —

Toni Imrain, der Besitzer des Acherbodens, spaltete Holz vor dem Hause, als seine Tochter behenden Schrittes daher kam. „Guäts Tägili, Aetti!" und mit der flinken Hand in den Bart und ins struppige Haar des Vaters hinein. Der lachte und murrte vor sich hin: „Flattieri!", und dabei klangs wie im tiefen Unterton von heimlichem Vaterstolz. „Gut Wetter!" dachte s' Franzli. Dann sprang es ins Haus hinein. Der Vater schaute ihm nach, die Axt in die Hüfte gestemmt, die breite rechte Hand über die grauen Augenbrauen legend, um sich vor der grellen Sonne zu schützen.

„Ä chlii z'hoffärtig für dr Achertoni; aber da hed s' Franzi dr Stiärägrind, s' isch niid z'machä!" dachte der Toni, und schlug sein Sinnen in die Miselen hinein, daß die Scheiter auseiandersprangen wie übermütige Kälblein. Der Toni sann und sann; die Axt traf wie von selbst die starken Holzblöcke. Das Franzi, seine Frau, war eine tüchtige Hausfrau, das mußte man sagen. Morgens die erste, flink bei der Arbeit, und brav. Aber das dachte der Toni: eine Herrenstube hätte seine Frau im Acherboden nicht einzurichten gebraucht. Es hatte ihm vorher besser gefallen, als die Stube noch das satte, tiefe Braun des Holzgetäfers zeigte und nicht weiß überschlarget war, wie jetzt. Und da der Fußboden noch nicht gewichst war wie ein Spiegel, konnte man mit genagelten Schuhen in die Stube hinein, ohne daß es hieß: „aber nei ai, Vater!", wenn man einmal vergaß, die Schuhe auszuziehen.

Ja, das war der „Stiärägrind" des Franzi, seiner Frau. Sie wollte etwas hoch hinaus, und das wollte er nicht; er wollte Bauer sein und sie Herrenfrau. In seiner Stube drin sollte es auch nach dem Gaden riechen und sollten auch „Chiädräckschuäh" stehen dürfen. Fünf Jahre der ersten Ehe hatten sie so miteinander stillen Krieg geführt, und die Frau war Siegerin geblieben. Dann war tiefer Friede eingezogen und die Arbeit ging kraftvoll von der Hand: es ging vorwärts im Acherboden.

Hie und da ein kleines, flackerndes Feuerchen lohte auf, wenn die Frau mit

allerlei Modejournalen daherkam und eifrig beim Lichtschein mit brennenden Backen und fiebriger Hand blätterte bis tief in die Nacht hinein. Dann wußte er, jetzt gibts auf den nächsten hohen Festtag ein Kleid nach der neuesten Mode.

An solchen Festtagen war dann der Toni gewöhnlich schon eine Viertelstunde vor dem Franzi in der Kirche und versteckte sich in eine Ecke und las eifrig, ohne aufzuschauen, aus einem Gebetbuch. Er schämte sich vor dem heimlichen Lächeln der Mannen um ihn und auch ein wenig vor dem Herrgott.

An all das dachte er jetzt, und schlug es ingrimmig ins Holz hinein. Und mit dem Franzli: die gleiche Geschichte! Immer das Neueste, immer das Schönste, immer nach der letzten Mode gekleidet, und sagte er etwas, dann hieß es: „Miär hends ämel", „magst em ai gar niid gennä". Und schließlich Tränen von Mutter und Tochter und zornige Worte dazwischen, wie wenn er kein Herz hätte und ein Ragger wäre und ein Geizhals, er, der Toni.

Die jüngern Kinder standen dann wie zarte Blumen nach schwerem Gewitterregen, nassen Auges neben der Mutter und Schwester und hielten zu ihnen, weil die Kinderseele nicht nach dem Recht frägt, sondern zu denen sich schlägt, die sie in Leid und Tränen sieht.

Und so hatte er schließlich auch da nachgegeben. Und, eben hob er einen mächtigen Buchenblock hoch und schmetterte ihn nieder, daß er weit auseinanderflog — beim Himmel, nein, es war doch nicht recht, daß er nachgegeben hatte — dann hieb er die Axt in die Haubank hinein und ging dem Franzli nach die Treppe hinauf mit wuchtigen, ruhigen Schritten; pah, er wollte die alten Geschichten ruhen lassen.

2. Weiberpläne.

Hast du schon einen Alpsee gesehen? So unheimlich tief und verborgen ist das Menschenherz. Am rauschenden Bergbach bist du gesessen: Solch turmhohen Schutt bringt der Menschen Leidenschaft. Den tobenden Föhn hast du beobachtet: Solches Brausen und Tosen bringen einsam ausgeheckte Pläne in die Seele. Und wie in einer tiefen Schlucht wilde Wasser wühlen, so regen oft geheime Mächte das Gemüt auf.

S' Franzli und die Mutter hatten viel miteinander zu reden, beim Abwaschen in der Küche, beim Rüsten der Mahlzeiten, beim Wischen und Ordnen im Hause, und kam der Toni, so schwieg der Mund der Frauen ganz plötzlich, und kamen die Kleinen in die Nähe und wollten etwas erhaschen, so hieß es: „Mach, daß d'äwäg chuisch, dui Wundernas, ale marsch!" Wie ein guter Feldherr den Feind, so kannten die beiden den Toni; jede seiner Launen, jede seiner Schwächen, jede gute Stunde nutzten sie aus.

Der Toni hatte trotz seines Vorsatzes seit jenem Tage den Plan gefaßt, aus seinem Franzli eine echte Bauerntochter zu machen. Sie sollte die Kleiderhoffart ablegen und sein einfaches Mädchen sein, sein liebes Kind und nur das allein. Und wenn er vorher zu den Lackschuhen, zu den seidenen Strümpfen, zu den Kleidern nach der neuesten Mode nichts gesagt hatte, so murrte er jetzt häufig im Hause herum: was denn das nütze, und man müsse sich ja schämen. Man zeige mit Fingern auf seine älteste Tochter und alle lachten ihn aus wegen des Weiberregimentes im Acherboden.

Und so liefen der Toni und das Franzi oft tagelang im Hause nebeneinander vorbei, zwischen der Stirne jene Steilfalte, die sich bei schweren Verstimmungen zeigt und um den Mund jene Spannung, die ist wie ein zu straff gespanntes Seil, das reißen möchte. Und dazwischen das Franzli bald froh wie eine jubelnde Lerche, bald düster wie eine einsame Krähe, die auf einem dürren Aste hockt und in die Winterlandschaft hinauslugt.

Aber es ging wie noch immer: Der Toni polterte einigemal auf, wie ein drohendes Ungewitter, und war dann selber froh, als er sich den Aerger und Verdruß weggeredet hatte. Wie es gutmütige Menschen haben, reute es ihn jedesmal, wenn er so heftig und hitzig geworden war. —

Die Frauen spannen inzwischen weiter an ihren Plänen und sie wußten, nach solchen Kämpfen, wo der Toni scheinbar der Sieger gewesen war, hatten sie das leichteste Spiel.

Unter den ledigen Burschen in der Gemeinde war der froheste und übermütigste der Ochsenwirt: „'s Stiinis-Chäspi". — Vater und Mutter waren tot, ein großes Vermögen war da. Frohe Kameraden machten das Leben lustig und angenehm und feierten den reichen, jungen Menschen, dem es auf eine gute Flasche „Versiegelten" nicht ankam. Freilich, das sagte man, er sei oft sehr betrunken; böse Zungen wollten wissen, es gehe kein Abend vorbei, ohne daß der junge Ochsenwirt ein wenig „angeheitert" sei, und auch die Kellnerinnen wollten nie lange bleiben.

Aber Geschwätz ist Geschwätz, sagte allemal die Mutter, das Franzi vom Acherboden, und war fest der Meinung: das Franzli müsse Ochsenwirtin werden. S' Franzli war nicht blind und wußte, daß vieles wahr war, was man vom jungen Ochsenwirt berichtete. Aber die Mutter lag ihm täglich in den Ohren. „Was witt dui so schineglä und uf dä Bodä inä schlah", du passest doch nicht aufs Land und in den Gaden hinein erst recht nicht. Du hast zu feine Manieren, dazu ist dein Körper zu zart, nein, den echten, den richtigen „Bauerntramp" hast du nicht.

S' Franzli liebte zwar das Land, und flinker und zäher als es war niemand bei der Arbeit. Die Kühe liefen ihm nach, wenn es auf die Matten hinausging, und die guten Tiere mit den großen, treuen Augen waren ihm lieb. Hatte die Sonne im Sommer das Heu dürr gebrannt, dann war sein Lachen am frohesten. Wie flog da der Rechen, und der würzige Heuduft gab der Lunge und den Pulsen Kraft. „Wer am flinksten und am schnellsten?", so ging es oft in schäckernden Aufforderungen durch das Heuervolk, und der Toni und sein Knecht trugen die „Burdenen" hinein, daß ihnen der Rücken weh tat. Aber nichts merken lassen; je schwerer die Last war, um so leichter schritt der Toni einher, so daß das Franzli voll Bewunderung ausrief: „Nei, Vater, bimeich, nu wenä Jungä!"

Aber wenn am Abend die Mutter mür-

Im Espen bei Engelberg.

rischen Gesichtes klagte: die ewige „Janxerei" und dann trüben Augen hinzufügte: „Schau nun, Franzli, so gehts nun Jahr für Jahr, und sonst wie schön hättest du es!" — Dann sah sich das Franzli als Ochsenwirtin in der kühlen Wirtsstube, im schönsten Hauskleid, mit gutgepflegten Händen und weißer Haut, ungebräunt von der Sonne, und dann sah es sich auf der Straße, und da flog jeder Hut grüßend ab: guten Tag, guten Tag, Ochsenwirtin! Ein Teil galt dann ihr und der andere ihrem Mann und seinem Reichtum. Ja, das war dann doch etwas anderes. All' die Liebe zum heimatlichen Boden erstarb dann, gleichwie ein Veilchen erstirbt in zu heißer Sonnenglut.

So kam es, daß das Franzli jedesmal hinauflächelte, wenn es beim „Ochsen" vorbeiging, und wenn s' „Stiinis Chäspi", der junge Ochsenwirt, freundlich und gnädig vom offenen Fenster herabgrüßte, dann gabs einen Stich ins Herz und Herzklopfen und rote, glutende Wängelein, so purpurrot, wie Pfirsiche in der Reife sind unter dem zarten Haarkleid, das sie tragen. War es da zu verwundern, daß das Franzli gern ins Dorf hineinging und jedesmal neben dem „Ochsen" vorbei, obwohl der nicht am kürzesten Wege nach dem Acherboden lag.

Dennoch war zu hinterst im Herzen des Franzli ein geheimes Fach, in das nicht einmal die Mutter hineinschauen durfte. Wohl behütet wollte da ein stilles Sehnen zu einer schönen Blume aufkeimen, aber seitdem die Mutter so eindringlich vom Ochsenwirte redete, wagte das Franzli selber nicht mehr recht, da hinabzusteigen und zu schauen, wie das Pflänzchen wachse.

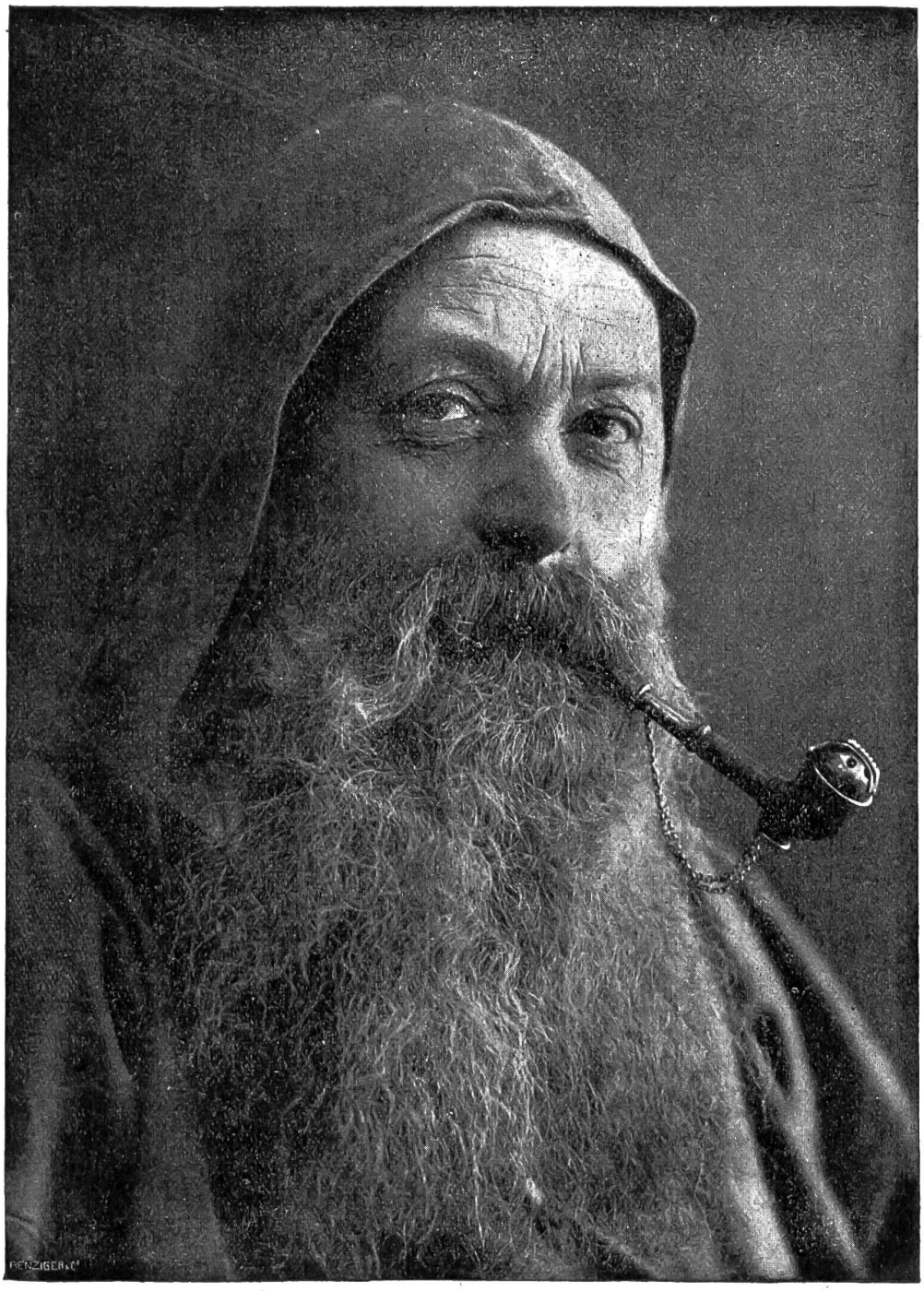
Es war eine geheime Liebe zum jungen Sepp vom Nachbarsheimwesen, dem „Steinboden". Der Sepp war ein stiller, bescheidener Mensch, des Vaters Stütze. Nicht so stramm, nicht so breitschultrig und hochgewachsen wie der Ochsenwirt. Aber s' Franzli hatte nie so liebe Augen gesehen, wie der Sepp hatte; die konnten einen so eigen anschauen, daß es ihr ganz wohl wurde ums Herz, und tausend Kobolde saßen hinter der niedrigen und gütigen Stirne des Sepp. Er hatte allemal so lustig lachen können, und hatte einmal gemeint: „du, zweistimmig könnten wir noch viel besser lachen", und es beim Kinn nehmen wollen; aber da war es ihm davon gelaufen. Doch jauchzten sie oft hinüber und herüber, und s' Franzli trug dem Sepp nichts nach.

Seit einiger Zeit aber antwortete das Franzli dem Sepp nicht mehr, und mochte er noch so lustig jauchzen, er fand kein Echo im Acherboden. Begegnete er dem Franzli, so waren es nur wenige Worte, die sie miteinander redeten, und das Franzli hatte es immer so eilig, gar keine Zeit hatte es mehr für den Sepp, gar keine, und der schüttelte den Kopf und konnte das nicht verstehen. Denn er hatte den Schlüssel zum geheimen Herzfach des Franzli gehabt und hatte bisher oft aufgemacht und hineingeschaut: daß nun auf einmal dieser Schlüssel, sein frohes Lachen, nicht mehr passen wollte, das wurmte ihn.

Die Mutter war es, die schuld daran war, das merkte er bald, und daß das Franzli seit einiger Zeit gern neben dem Ochsen vorbeiging, hatte er auch gesehen. Echte Liebe, meinte er aber, habe das Franzli zum Ochsenwirt doch nicht, wenn sie jetzt auch bereits schon Viertelstunden lang miteinander plauderten. Nein, das Franzli gab er nicht so schnell auf, vielleicht würde der Hochmutsteufel doch nicht ganz Meister im Acherboden.

Vater und Mutter des Sepp aber sahen seit einiger Zeit, daß sein Lachen gezwungen war, sein Jauchzen nicht mehr so froh, sein Auge ohne die helle Freude von jemals, aber sie fragten nicht nach dem Grund; solches Leid trägt jeder am liebsten allein, das wußten sie.

An einem milden Sommertag sah das Hogertrini, wie der Toni Imrain vom Acherboden einen mächtigen Reisekoffer auf seinem Rennwägeli geladen hatte und bei ihrem Gucklöchlein vorbeifuhr. Wenn eine Hornusse ihr altes, verwelktes Fleisch gestochen hätte, Katharina Imfeld hätte nicht rascher auffahren können. Flugs zur Türe hinaus und auf Umwegen dem Bahnhöflein zu. „Wohin so eilig?", rief ihm die eine oder andere ihrer Freundinnen zu. „Uf ä Bahnhof, erwartä Bsuäch", war die verschmitzte Antwort.



Ein stämmiger Schwyzer.
Phot. B. Dobrzanski i. Firma Lienhardt, Einsiedeln.

Als nun der Toni mit seinem Koffer auf dem Bahnhof anlangte, spazierte Katharina Imfeld bereits hin und her, und als Toni Imrain seinen Koffer abladen wollte, stand sie gleich auf der Seite, wo die Hängeadresse hing und wollte mithelfen. Der Toni schaute sie verwundert an. „S' bruichds nid, s' bruichds nid", sagte er freundlich und hob den schweren Koffer allein auf den Bahnsteig. Katharina Imfeld ging schnell auf die Seite, ein wildes Licht geheimer Freude leuchtete in ihrem Auge auf, und das sollte Toni Imrain nicht sehen; er sollte nicht wissen, daß sie die Hängeadresse hatte lesen können. Der Besuch kam natürlich nicht, obwohl sich Katharina Imfeld beinahe die Augen ausschaute und sich so vordrängte, daß der Stationsvorstand sie anschnautzte: „was wender de ai, Jumpferä, eppä n' ä Ma, hä?" Und die schnippische Antwort war: „Das derft mä ächt wohl nu wellä, Herr Rotchäppeler!"

Als Katharina Imfeld durch den stillen Seitenweg heimging, lächelte sie an einemfort, und um die Mundwinkel herum lag ein zufriedener Zug, der sagte, das hast du gut gemacht, Katharina. Sie war sehr zufrieden mit sich. Alle fünf Minuten stand sie still und murmelte halblaut vor sich hin: „**Mademoiselle Francisca Imrain, chez Madame Roy, Hôtel de la Lune, Estavayer-le-Lac, Fribourg.**

Die Anhängeadresse, die sie gelesen hatte, die durfte sie nicht vergessen, bei aller Welt nicht, und schon sah sie das Briefböglein vor sich, auf das sie die Adresse mit fester Schrift schreiben wollte. S'Laibfläckä-Rosi und s' Dachdeckers-Bethli würden Morgen Augen machen, aber Augen! — Gut, daß sie auch noch ein wenig Französisch verstand, die würden staunen, wenn sie die Fremdwörter so fein aussprechen könnte. Als ob man früher so dumm gewesen wäre, wie so gewisse Hochmutsnärrchen **à la** Franzli meinen.

3. Drei Briefe.

Estavayer-le-Lac, den 25. VIII. 19 . . .

Liebe Mutter!

Du hast immer gemeint, niedrige Absätze schicken sich nicht für bessere Fräuleins wie unsereins. Du hast recht. Ich habe mich hier beinahe schämen müssen, daß ich so niedrige Absätze trage, und daheim hatte ich doch die höchsten. Sei also so gut und schicke mir ein Paar Schuhe mit den höchsten Absätzen, die Du erwischen kannst. Auch Ausschnitte trägt man hier viel größere als daheim. Du darfst mir darum die Blouse, die ich wegen dem Vater nie getragen habe, ruhig schicken.

Madame Roy ist eine gute Frau; sie hat mich gern. Estavayer-le-Lac ist ein schönes Städtchen, fast so groß wie Stans, aber Türme hats viel mehr als in Stans. Eine große Mauer geht rings ums Estavayer herum. Da gehe ich hie und da in freien Stunden spazieren. Und da haben schon junge Burschen mir nachgeschaut, und einer ist mir immer nachgelaufen und hat mich angeguckt und mir nachgerufen: „**la belle blondine**"; ich habe Madame Roy nachher gefragt, was das heiße, und sie hat mir gesagt, das heiße: „das schöne blonde Fräulein". Der Ochsenwirt braucht sich also nicht zu schämen, wenn er schon mich nimmt; ich gefalle andern auch. Das Hotel ist groß und Arbeit habe ich viel, aber die Kost ist gut.

Ich darf bereits hie und da servieren, sonst bin ich gewöhnlich in der Küche. Wenn ich nur viel arbeite, ist Madame schon zufrieden. Der Monsieur ist auch ein guter Mann; Madame hat aber immer Angst, ich gefalle ihrem Sohn zu gut. Du weist aber, Mutter, daß ich kein „Schleipf" bin. Französisch lerne ich sehr gut; ich kann bald genug, um im „Ochsen" Kellnerin zu sein. Ich kann jetzt schon ein wenig in unserm Hotel mit den Gästen parlen. Gehe einmal zum Ochsenwirt und deute ihm an, ich möchte als Kellnerin im Frühling bei ihm eintreten. Mußt aber nicht merken lassen, daß ich so gern ginge. Liebes Mutti, Du weißt ja schon wie man das macht. Was macht Ihr daheim? Hat der Vater immer noch „Gliedsucht" am rechten Bein, und die Brüder und Schwestern, helfen sie fest? Mutter, ich gebe Dir und dem Vater „äs Aeli" und 100 000 Grüße und Küsse an alle.

Deine Dich innig liebende Tochter

Franzli Imrain.

NB. Hat der Steibodensepp mir noch nie nachgefragt? **Au revoir, ma chère mère!**

Gelt, Du weißt nicht, was das heißt? Wenn ich dann heimkomme, will ich es Dir sagen.

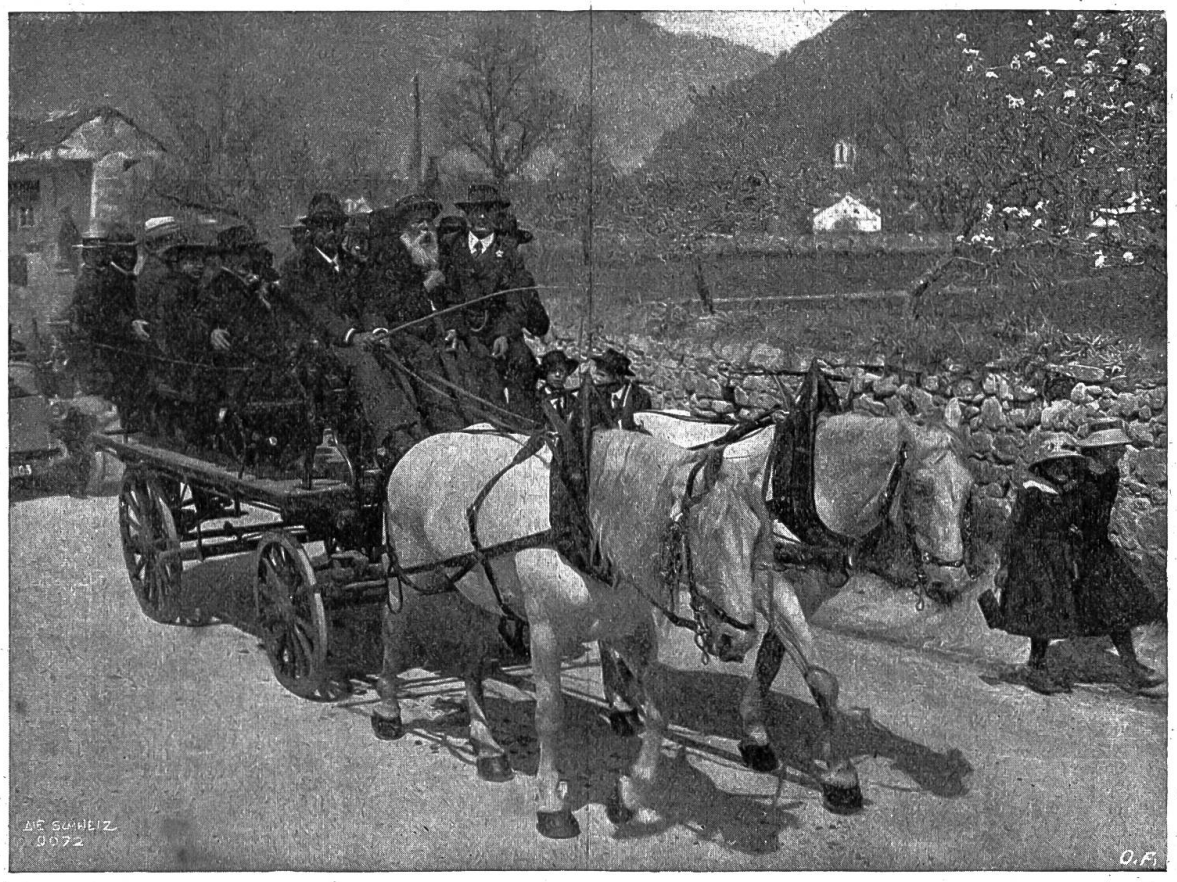
* * *

...., den 4. IX. 19...

Liebes Franzli!

Das wußte ich wohl, daß Du den Burschen von Estavayer-le-Lac gefallen würdest, da Du ja doch das schönste Mädchen weit herum; aber vergiß nicht Deine Pläne und bändle nirgends an. Im Paket schicke ich Dir die Blouse und die Schuhe und ein Stück Fleisch von unserm Schwein. Wir haben es vor zwei Wochen geschlachtet. Du kannst sehen, wie dicken Speck es hatte. Das versteht der Vater, Schweine zu mästen, das muß man ihm lassen. Vater hat immer noch Gliedsucht; hie und da klagt er, er habe starke Schmerzen auf der Seite. Sage ich ihm aber, er solle zum Doktor gehen, so schimpft er und murrt den ganzen Tag herum. Ich habe rechten Kummer um ihn, wenn es nur nichts gibt. Dazu ist er in letzter Zeit so „eischir", man kann ihm nichts recht machen, und doch war er früher so gut und immer zufrieden. Mußt recht fest für ihn beten, Franzli, daß er bald wieder gesund wird.

Was meinst, was hat der Ochsenwirt gesagt? Zuerst hat er mit dem rechten Auge gezwinkert, wie er immer tut, wenn ihm etwas gefällt, und dann hat er eine „Tschollä" herausgelacht und gesagt: „Wenn chas cho, s' Franzli?", und dann meinte er: „je schneller, desto besser!" Da habe ich ihm gesagt: so etwa im Frühling. Du wirst wohl damit zufrieden sein, gelt, liebes Kind? — Ein wenig ein rotes Gesicht hat er schon, aber das kannst Du ihm dann schon abgewöhnen; der flotteste Bursche unserer Gemeinde ist er doch.



Auf der Fahrt zur Urner Landesgemeinde. (Phot. Aluf.)

Und nun, Franzli, noch eins! Du weißt ja, wie der Vater lange nicht einwilligen wollte, daß Du fortgingest. Seitdem er nun kränklich ist, murrt er beständig über Deine Abwesenheit und meint: Was nütze es Dich, wenn Du etwas französisch „parlen" könnest, Du seiest ein Bauernmädchen und

damit fertig. So eine dumme „Gäxnase", wie das Liseli vom „Roten Apfel" eine sei, wolle er nicht. Die sei auch gar ein Närrchen und habe auch eine Zeitlang bei den Welschen droben herumgefaulenzt, wie Du jetzt. Wenn er erst noch wüßte, daß Du zum Ochsenwirt als Kellnerin gehen willst, würde er fuchsteufelswild.

Schreibe ihm einen recht lieben Brief und sage es ihm in guten, lieben Worten. Weißt, ich werde allemal viel zu hitzig, und dann haben wir Streit. Zuerst wird er wohl etwas aufbrausen, aber dann gibt er schließlich doch nach. Ich stelle mich dann, als ob ich von allem nichts gewußt hätte. Ich trete für Dich ein und sage, Du habest recht und und helfe Dir, bis wir alles durchgesetzt haben.

Es wird schon etwas schwer gehen. Der Vater mag den Ochsenwirt nicht recht. Du weißt ja: Er hat ihm vor etwa fünf Jahren Most verkauft und da hat der Ochsenwirt den Most so bodenschlecht gemacht, daß der Vater seitdem nie mehr in den „Ochsen" gegangen ist.

Du, s' Tobelveris Heiri gehe zum Stutz-Bethli z'stubätä, und sie wollen schon nach Weihnachten heiraten; das Hoger-Trini berichtets im ganzen Dorf herum. Der Pfarrer hat auch Verdruß; drei Christenlehrbuben sind ihm letzthin davongelaufen, als er sie bestrafen wollte, es war sogar einer vom Kirchmeier dabei. Da sieht man wieder, und der will doch immer der Frömmste sein. Der Bleß hat ein prächtiges „Chietschi" gehabt, und der Gäbel, meint der Vater, habe wahrscheinlich zwei Kälber. Die Milch komme im Herbst auf 27 Rappen, das wäre doch ein Narrenpreis.

Es ist bald zwölf Uhr. Der Vater schimpft, was ich immer noch zu kratzen habe, ich solle endlich einmal ins Bett. Also gute Nacht, liebes Franzli, und arbeite nicht zu viel und bleibe brav.

Deine Dich liebende Mutter
Francisca.

NB. Am Morgen des 5. IX. 19.. Vergiß den Brief an den Vater nicht. Der Steibodensepp ist einmal lang am „Hag" gestanden und hat zu uns hinübergeschaut und hat vor sich hin gepfiffen, daß man ihn ja sehen sollte; ich habe aber „dergleichen" getan, als sehe ich ihn nicht. Was meint denn der, er bekäme mein Franzli! Du kannst doch ganz andere Partien machen, gelt, als etwa den Sepp mit seinem breiten Gesicht?

* * *

Estavayer-le-Lac, le 20 septembre 19..

Liebes, gutes Väterchen!

Die Mutter hat mir geschrieben, Du seiest immer noch nicht ganz gesund und habest hie und da Schmerzen auf der Seite. Lieber Vater, gib doch recht acht, daß Du gesund bleibst. Du bist uns allen so lieb, und besonders mir. Seitdem ich fort bin, weiß ich es erst so recht, und ich habe viel „lange Zeit" nach Dir. Weißt noch, wie es allemal so lustig war, wenn Du mich als Kind „gebartlet" hast und ich Dich dann bei den Schnäutzen zerrte. Du liebes Väterchen, und jetzt kann ich niemandem ein Aeli mehr geben; denn hier habe ich doch niemanden, den ich ganz gern habe.

Ich käme darum gerne heim, aber schau, Vater, ich kann hier so vieles lernen: die Küche, das Service, den Umgang mit den Leuten, und besonders das Französische. Du kannst gar nicht glauben, welche Fortschritte ich darin mache. Das Fräulein, das mir Unterricht gibt, wundert sich immer über meine schnelle Auffassungsgabe. Du verstehst vielleicht nicht, warum ich so viel auf das Französische gebe. Aber schau, liebes Väterchen, ich möchte im Frühling so gern in den „Ochsen" als Kellnerin gehen: der „Ochsen" ist die beste Wirtschaft daheim, da kann ich vieles lernen und kann das Französische brauchen. Ich weiß schon, Du magst den Ochsenwirt nicht recht, aber mit mir war er immer gut, und er hat mir einmal selber gesagt, es sei ihm eigentlich nicht ganz Ernst gewesen, als er unsern Most so verschimpfte. Gelt, Vater, Du lassest mich gehen, und dann kommst Du auch hie und da in den „Ochsen" und trinkst ein Glas Most und schaust mir zu, wie flink und gut ich aufwarten und wie ich mit den Fremden parlen kann; das macht Dir dann gewiß auch Freude.

Vater, Du würdest lachen, wenn Du sehen könntest, was für allerlei Bräuche sie hier haben. Wenn ich dann heimkomme, so

will ich Dir erzählen, aber Väterli, Du bist so gut und lassest mich hier bis auf den Frühling und daß ich dann nachher in den „Ochsen" gehe; gelt, Du erlaubst es und zürnst mir nicht? O könnte ich Dir ein Aeli geben und Deine Gliedsucht Dir wegnehmen! Schlaf immer gut, liebes Väterchen, und werde recht bald wieder ganz gesund.

Mit 100,000 Grüßen und Küssen
Deine Dich sehr, sehr liebende Tochter
Franzli.

NB. Gelt, Vater, wenn es nicht besser kommt, gehst bald zum Doktor?

* * *

Der Franzi im Acherboden hatte schon lange das Herz geklopft mit harten Schlägen, wenn irgendwo der Briefträger auftauchte. Und als er kam, so fuhr ein Schreck durch ihre Glieder, wie damals, da der Toni zum ersten Mal ihr geschrieben hatte. Schnell riß sie den Brief auf und lächelte befriedigt: s' Franzli hatte es recht gemacht. Dann sprang sie hinaus und rief in die Matte hinaus: „Toni, Toni, ä Briäf vom Franzli a Dich." Das Franzi nahm die gütigste Stimme an, als es dem Toni den Brief vorlas. Bald frohe, bald dunkle Schatten liefen über das wetterharte Gesicht des Toni; dann staunte er vor sich hin und schaute seine Frau verwundert an. Die las mit hochrotem Gesicht, voll Eifer und überzeugender Liebe. Nun verstand er. „Was hennder da wieder zämä prittläd, Franzi? Da red-i-de ai nu äs Wertli", und ging mit gerunzelter Stirne weg, ohne nur die Antwort seiner Frau abzuwarten. — Das Franzi schaute ihm nach und wußte bereits: sie hatte gewonnen.

4. Das Franzli als Kellnerin im „Ochsen" und was dort geschah.

Die Schulbuben standen auf dem Dorfplatz und warfen Schneeballen an den Kirchturm hinauf. Hui, hui, pfiff ein rauher Aprilwind um die Häuser und sprang von da den Kirchturm an, daß die Glocken leise summten. „Wenn du mit dem Winde wirfst: sä magst dui bis a Chnopf uifä", meinte der kleinste Knirps. Da lachten alle andern ihn aus. Nun fuhr ein Schneewirbel wie eine Löwentatze in die Bubenschar hinein und stapfte dem ärgsten Schreier das Maul mit großen Schneeflocken zu, warf die Kappen der Knaben in die Luft, zerzauste ihre wilden Haare. Die jungen Helden jauchzten laut auf und lachten; so was erschreckte sie nicht.

„Dui, isch das nid dii Vater", sagte s' Kirchmeiers Peter zum Paul vom Acherboden. Wirklich stand mitten im Schneetreiben vor dem „Ochsen" das Rennwägelchen des Toni Imrain. Hup! ein Wirbel von Knabenbeinen, und alle waren sie beim „Ochsen" angelangt.

Da stand der Gaul vom Acherboden und schaute aus seinen Scheuledern heraus behäbig die Buben an, die herangelaufen kamen. Er war ein braver Gaul, und der gute Hafer hatte ihm die Haut fest und glänzend gemacht, und die Stallwärme, die er eben verlassen hatte, ließ ihn die Kälte noch nicht so stark fühlen.

Vom Rennwägelchen aber stiegen der Toni und seine Tochter, das Franzli. Sie schüttelten den nassen Schnee von den Kleidern, stampften ihn von den Schuhen und gingen schnell in den „Ochsen" hinein. Paul aber hütete bedächtig und stolz den Gaul des Vaters und sagte den andern mit mächtiger Freude, wie das Pferd 20 Zentner ziehe „wie Dräck", wie er schon reiten könne und nicht hinunterfalle, wenn das Roß schon tüchtig „geibocke".

Hei, wie die andern Knaben das Maul aufsperrten und die rote Zunge und die weißen Zähne zeigten, als wollten sie mit dem Munde jede Neuigkeit und frische Lüge aufschnappen, so etwa, wie sie allemal die gestohlenen Kirschen essen im Sommer, gleich mit voller Faust ins Maul hinein.

Im „Ochsen" war der Empfang des Franzli und ihres Vaters fein und glatt. Das Wirtshaus, von oben bis unten, zeigte der Ochsenwirt dem Toni vom Acherboden, und als sie im Keller anlangten, nahm der Stiini eine bauchige Flasche, altersgrau und bestäubt, hielt sie gegen das Licht, daß der Wein tief aufglühte, und lachte mit dem kurzen Lachen der Kenner: „He, Toni, diä wär nid schlächt", und nahm sie mit.

Gleich im untersten Stock hatte Franzli das Schlafzimmer; die Fenster gingen auf

den Garten hinaus. Toni staunte, als er den Spiegelschrank sah und den Marmoraufsatz auf der Waschkommode und das feine Bett. „S' Franzli gilt ihm doch etwas", dachte der Toni. „Man darf die Acherbödler doch nicht immer „hunden", spintisierte der Ochsenwirt.

Beinahe hätte der Paul drunten beim Rennwägelchen die Geduld verloren, als der Vater gar nicht kommen wollte, und als die Schulkameraden alle davongelaufen waren, wäre er selber am liebsten fortkutschiert mit hist und hot. Aber der Vater hatte eine harte Hand, wenn er ihm den Hintern klopfte, und solche Eigenmächtigkeiten mußte merkwürdigerweise bei Paul immer dieser Körperteil büßen. So wartete er und wartete und rieb sich bald die Ohren und blies bald in die kalten, steifen Hände. Dazu machte er ein gerunzeltes Gesicht, daß die oberste Stirnrunzel unter der Kappe hervorquoll wie ein Wienerwürstchen. Das war bei Paul immer ein Zeichen großen Aergers.

Endlich kam der Vater mit gerötetem Gesicht. Der Ochsenwirt half ihm noch aufs Wägelchen hinauf und drückte ihm die Hand: „Ade, Herr Imrain!" — „Ade, Vater, und chemid bald wieder!" rief das Franzli.

„He, Lappi, was hesch?" schimpfte Toni auf den braven Gaul ein, als dieser ein wenig kräftig angezogen hatte und beinahe seinen Herrn auf die Straße geworfen hätte. „Hendich, hendich!" lachte der Stiini, und freute sich über die Wirkung seines Weines.

Paul sah seinen Vater verwundert an: Der war heute so lustig, plauderte und lachte immer, tätschelte ihm das Gesicht und jagte das brave Roß, daß ihm, dem kecken Knaben, beinahe bange wurde. Was er nur heute hatte, der Vater? Sonst war er immer so ernst, und die letzte Zeit, seitdem das Franzli heimgekommen war, hatte man nicht einmal mehr jauchzen dürfen, so ärgerlich war der Vater. Die Mutter und das Franzli hatten so viel rotgeweinte Augen, und wenn sie etwas vom Ochsenwirt sagten, schmetterte der Vater seine Faust auf den Tisch, daß die Kleinen alle weinen mußten, nur er nicht.

Nun aber wollte der Vater nie aus dem „Ochsen" herauskommen, hatte dem Ochsenwirt die Hand gedrückt, hatte sogar mit ihm gelacht und gespaßt, nein, das verstand er nicht. Warum hatte denn der Vater immer so geschimpft über den Ochsenwirt, wenn er doch so einig mit ihm war. Nei bimeich, — das verstand er nicht.

Der Ochsenwirt war mit seiner Kellnerin zufrieden. Das frische, fröhliche Franzli zog ihm die Leute ins Wirtshaus hinein wie ein Lockvogel. Ordnung hatte es und die Rechnung stimmte stets, und mit den Fremden verstand es umzugehen, potz Wetter! Sogar ein Herr Baron von Grünwald kam öfters vom Bürgenstock, nur um mit dem Franzli zu plaudern und es anzuschauen, mehr erreichte er bei ihm nicht. Der Stiini lachte oft, wenn er sah, wie der vornehme Herr seiner Kellnerin so umsonst schöne Augen machte. Ihm würde das nicht passieren, dachte er. Und nach und nach gefiel ihm das Franzli mehr und mehr, das gäbe eine Wirtin, sann er bei sich.

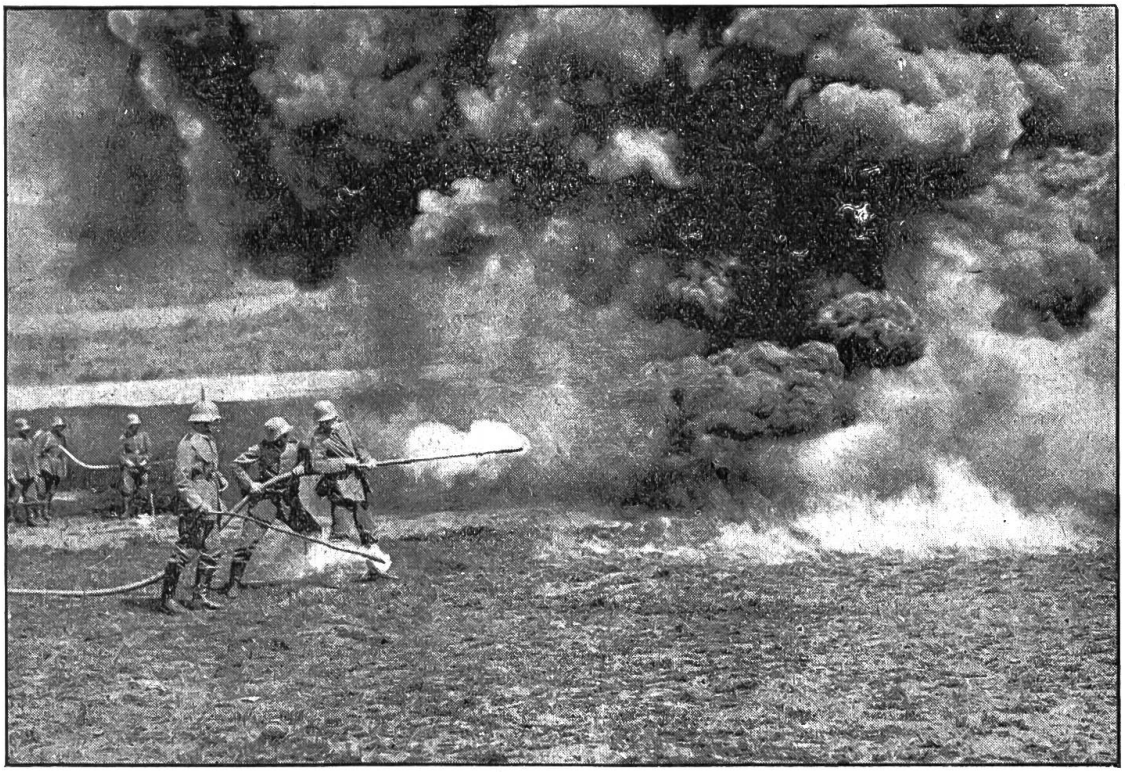
Nur das Franzli wurde anders; war es vorher zutraulich wie ein kleines Kätzchen, umschmeichelte ihn und suchte seine Anerkennung, so war es jetzt auf einmal wie umgewandelt: eine scheue Gemse, die seine Nähe gern floh. War es etwa Weiberlist, die lockt und zieht und wieder flieht, um ihr Ziel nur um so besser zu erreichen!

Nein, das Franzli liebte den Stiini nicht. Seitdem der Ochsenwirt wußte, daß die Wirtschaft in so guten Händen war, ergab er sich immer mehr dem Trunke. Das war oft ein Lärmen und Gegröhle, wenn er mit seinen Genossen Flaschen höhlte, bis tief in die Nacht hinein. Dann brauchten sie oft Worte, die der Mädchenehre des Franzli nahe gingen, daß sie auffuhr und in zornigen Worten die Burschen zurechtwies. Dafür erntete es aber nur rohes Gelächter, das daher polterte wie ein schwerer Wagen auf holperigen Bohlen und es tief demütigte.

In solchen Stunden tauchte dann das breite, wohlwollende Gesicht des Steibodensepp wieder auf mit seinem Lachen und seinen frohen, lustigen und ehrbaren Späßen. — Und sobald sie allein waren, schaute der Ochsenwirt an solchen Abenden mit so gierigen Augen seine Kellnerin an, daß ihr angst und bange wurde. S' Franzli

fing an, den Stiini zu fürchten; es sah auf den Grund seiner Seele und entdeckte da nur Eigenliebe und rohe Genußsucht. Furcht und Verachtung ergriff es besonders, wenn es den Ochsenwirt mit Hilfe des Knechtes ins Bett schleppen mußte nach solchen durchschlemmten Abenden. Furcht und Verachtung aber ist wie Rauhreif, wie frostiger „Jäch" auf das zarte Pflänzlein der Liebe.

Noch sagte sie der Mutter nichts von ihrer Abneigung gegen den Stiini. Und Franzli auf vor solcher Liebe und die purpurroten Wangen und die schelmischen Blicke sagten dem Sepp: Jetzt bist du wieder Meister im Herzen des Franzli. Wie das ihn freute! Nun jauchzte und pfiff und werkte der Sepp wieder auf seinem „Steiboden" herum, daß das Franzi vom Acherboden oft zu sich sagte: „Wo gahd er ächt z'stubätä, dr Sepp?" Gegenüber andern Menschen war sie nicht blind, die Mutter im Acherboden, aber wo es sie selber und das Franzli an-



Die Schrecken des Krieges. — Deutscher Flammenwerfer in Tätigkeit.

wenn der Vater in den „Ochsen" kam, da war das Franzli wie eitel Sonnenschein, flink wie ein „Härmli", und der Stiini lobte die Tochter des Toni vom Acherboden, daß dem ganz wohl wurde. Oft stieß der Ochsenwirt mit dem Vater an und zwinkerte ihm zu: „Dui, diis Meitli isch eis, das gäb ä Wirtenä!"

Einer aber hatte doch gemerkt, daß zwischen dem Stiini und dem Franzli keine echte Liebe war, der Steibodensepp. Er kam hie und da in den „Ochsen", trank sein Möstchen und plauderte mit dem Franzli. Sein Blick war wohltuend, sein Lachen froh und seine Worte so gut: das Herz ging dem ging....

In Wil bei Stans war Viehzeichnung gewesen, und an solchen Tagen war der „Ochsen" stets voll von Gästen. „B.. E.., sie hend hit wieder einisch d'Liit zeichned, nid s'Veh", fluchte der „Ehrlenmattpeter", und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser tanzend Beifall wirbelten. Sein Muneli hätte an den ersten Platz gehört, und nicht an den sechsten, behauptete er. „Bisch dänk ai nid verwandt mit dä Zeichnerä, we-n-ich ai nid", spöttelte der Vik von der Schwändalp. „Hend d'Schnerä zuä, rächt isch gangä, d'Zeichner sind Ehrämannä!" rief voll Zorn der Chasp vom

Buchenrain, dessen Vater Viehzeichner war. „Und dui dänk d'r Ehräbuäb vo diim Vater, hä?", rief wutschnaubend der Ehrlenmattpeter; denn gerade der Buchrainer hatte sein Muneli zurückgestellt.

Da flog dem Peter das Glas des Chasp an den Kopf, daß er laut aufschrie vor Wut und Schmerz. Nervige Fäuste packten den Casp, zerrten ihn über den Tisch weg und warfen ihn zur Türe hinaus. Der Peter sprang ihm nach mit blutender Schläfe und gab ihm mit der vollen Wucht seiner sehnigen Fäuste einen Schlag ins Gesicht. „Da hesch dui..., und fiel um, vom Schwindel gepackt. Das Glas hatte ihm eine Pulsader an der Schläfe zerschnitten.

„Zum Dokter", schrie das Franzli, und war schreckensbleich. Da war der Steibodensepp neben ihm und sagte halblaut: „Häb kei Angst, Franzli, i holänä i paar Minuitä." Zwei Männer hoben sorgfältig den Peter auf und legten ihn auf das Bett des Franzli, weil sein Zimmer am nächsten lag. Das Blut sprang wie ein Springbrunnen in die Höhe, und färbte die weißen Linnen seines Bettes zu tiefer Rosenfarbe. s'Franzli suchte mit Essigwasser und Watte das Blut zu stillen, aber es sickerte weiter und weiter, als ob es fragen wollte: wer rief mich denn?

Die Männer lärmten und schrien alles mögliche durcheinander. „Holid Spinnhoppä, s' Bluät z'stillä!" rief der Vik von der Schwändalp. „Aer stirbt is, är stirbt is!" jammerten die Männer.

Das Gesicht Peters, das sonst wie aus gebeiztem Eichenholz geschnitten schien, war weiß und bleich. „Was Spinnhoppä?", sagte eine ruhige, feste Stimme, die alle auseinanderfahren ließ. Es war der Arzt. Er hatte viel Mühe, das Blut zu stillen und befahl, daß man den Peter bis morgen da liegen lasse, recht hoch lege und gut auf ihn aufpasse. Er könnte sonst im Schlaf oder Fieber die Binde wegreißen, und das wäre sein Tod, sonst sei keine Gefahr. „'s Fidlä" sollte man ihnen verklopfen, und nicht den „Grind", den Hitzeseln, murrte der Arzt in seiner derben Weise vor sich hin, als er hinausging. —

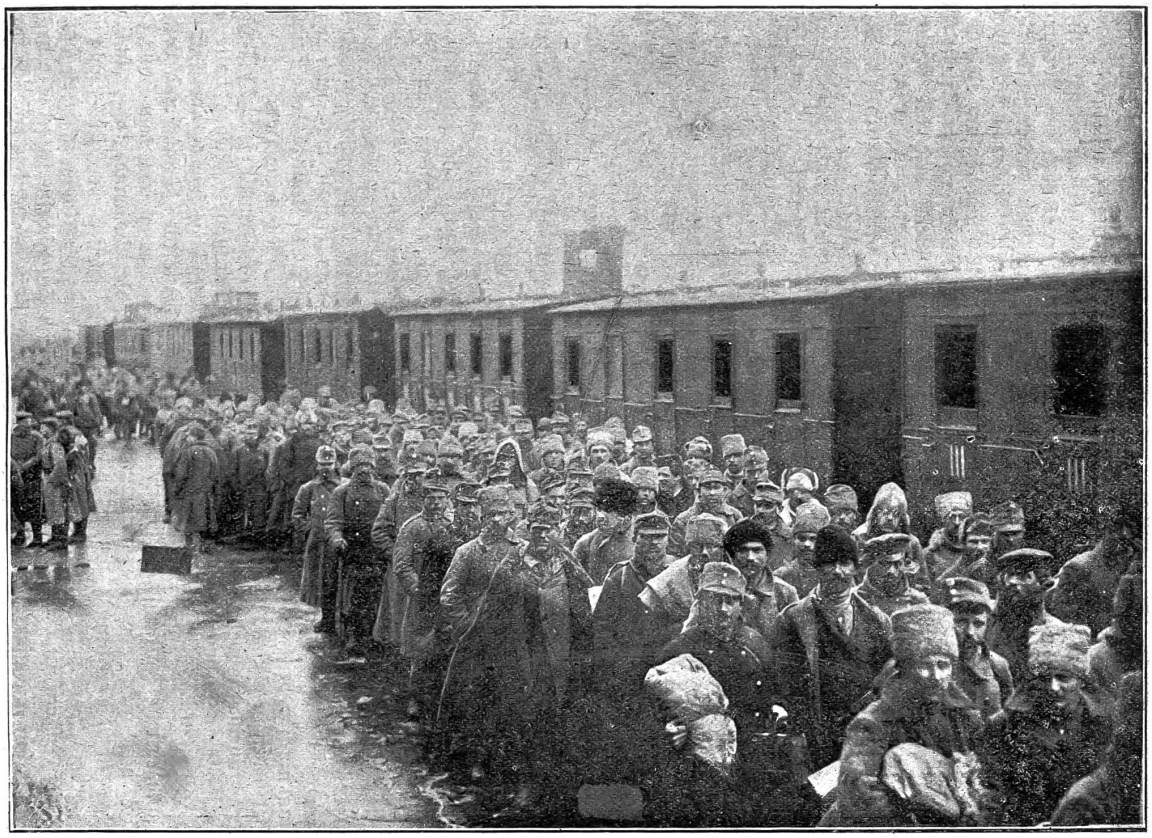
Nun ging alles aus dem Zimmer des Verwundeten hinaus, nur s' Franzli und der Steibodensepp blieben im Zimmer. „Bliib da, Sepp, hinicht, miär isch immer, äs gäb äs Uglick." S' Franzli reichte dem immer noch schwachen Peter Stärkungs- und Kühlungsmittel mit jener liebenden Sorgfalt und Milde, die nur dem Weibe eigen ist. „We gahds, we gahds, Peter?" fragte s' Franzli leise und besorgt. „Nid ibel, Franzli, nid so bees", klangs mit schwacher Stimme zurück.

Der Sepp ging heim zum melken und kam dann wieder. Als er wieder zurückkam, war der „Ochsen" voll lärmenden Treibens. Vergebens bat das Franzli, doch etwas Rücksicht zu nehmen auf den Kranken nebenan. „O, dem Peter tuäds nid, dä hed ä hertä Grind", lachte der Stiini: er hatte heute seinen Tag, und in langer Reihe standen die feinen Flaschen vor ihm und seinen Kameraden. Den Steibodensepp hatte er nicht eingeladen; doch hielt der Stiini bei jeder neuen Flasche das volle Glas gegen den Sepp hinüber und rief spöttisch, gutmütig: „zum Wohl, Sepp!"

Sepp antwortete ebenso gutmütig und hob sein Glas Most: „zum Wohl!" Freilich im Herzen kochte es. Immer lebhafter wurde die Unterhaltung. Wie Staren, die wild durcheinander schwatzen, redete jeder auf den andern ein. Der Sepp vom Steiboden aber spielte den stillen Beobachter. Da, ein wildes Gelächter. S' Franzli errötete unwillkürlich, und alle schauten zum Steibodensepp hin.

Der Stiini hatte eine höhnische Bemerkung gemacht über s' Franzli und den Sepp. Nun erhob sich Stiini mit hochrotem Gesicht, in den Augen leuchtete tiefes, flackerndes Feuer der Eifersucht: „He, suif ai äs Glas, Sepp!" und reichte ihm das Glas mit großsprecherischer Geberde. „Nei, Stiini, dr Most isch mer liäber." Stiini wurde noch röter; die Adern schwollen ihm an, aber er bezwang sich und setzte sich wieder zu seinen Kameraden. Um seinen Aerger zu verbergen, lachte und redete der Stiini nur um so lauter. Prahlerisch erzählte er, wie die Mädchen im Dorfe ihm nachlaufen, und zwinkerte dabei zum Franzli hinüber, daß die andern verständnisvoll ihm zulachten.

„A jedem Finger eini", rief er. „Miär gahds nid äso, we imänä gwissä Steibodä-



Heimkehr deutscher und österreichischer Soldaten aus der russischen Gefangenschaft.

sepp, meintsch nid, Franzli?" Der Sepp rückte unruhig hin und her, das Franzli warf ihm einen bittenden Blick zu, die Andern erhoben ein wieherndes, höhnendes Gelächter: „He, Franzli, chum!" Aengstlich ging das Franzli auf ihn zu. Da packte der Stiini das Franzli und rief: „Luäg, Sepp, so machis", und wollte es küssen. Es wehrte sich aus voller Kraft. Der Weindunst schlug ihm ins Gesicht, ihm ekelte; da schlug es ihm mit der vollen Faust ins Gesicht. Unwillkürlich ließ er es los. Wie der Blitz war der Steibodensepp über den Tisch hinübergesprungen, hatte den Stiini zu Boden geworfen, daß er unter den Tisch kollerte, und rief: „Laif, Franzli, laif!"

Die Genossen des Stiini waren in ihrem Rausch sprachlos; doch bald sprangen sie auf und wollten auf den Sepp losgehen. Sepp aber war bereits die Stiege hinuntergesprungen. Ein unbändiges Gepolter und Gelärm: einer kollerte über den andern hinunter auf der engen Treppe, da eine Hand, dort ein Fuß, und rote Köpfe, die manchen Fußtritt abbekamen. Und als sie alle die rauschigen Glieder wieder aufrecht hatten, da war vom Sepp nichts mehr zu sehen. Nur der Lunz vom „Rägätobel" und s' Mauris Seebi lagen einander in den Haaren, weil jeder den andern in der Dunkelheit für den Steibodensepp gehalten hatte: darob bei den andern furchtbares Gelächter.

Das Franzli war in sein Schlafzimmer geflüchtet und hatte die Türe zugeriegelt. Daß der Peter in seinen Wunden und Schmerzen dalag, daran dachte es in seiner Aufregung nicht mehr. Es setzte sich auf den Sessel neben dem Bett, barg das Gesicht in die Decke hinein und weinte und schluchzte: Herrgott, wie hast Du doch meinen Hochmut bestraft.

Jemand rüttelte kräftig an der Türfalle, die Türe gab nicht nach. Ein zorniger Faustschlag in die Füllung hinein, und Stiinis grobe, verärgerte und versoffene Stimme rief: „Mach uif, Franzli!"

Es stand auf und preßte seinen Leib an die Türe, daß diese nicht nachgebe; weiß wie im Tode war sein Gesicht.

„Mach uif!" Wie ein Stier brüllte die zornige Stimme: Der Stiini warf sich mit der vollen Kraft seines starken Körpers gegen die Türe. S' Franzli stemmte sich dagegen und betete schreckensbleich: „Muäter Gottes, hilf mer doch ai!" Die Türe bebte in allen Fugen, gab aber nicht nach.

Da sah s' Franzli auf einmal sein Bett voll von Blutflecken, und der Vorgang mit dem Peter kam ihm wieder in den Sinn. „Jeses, dr Peter!" Niemand hatte mehr an ihn gedacht. Die Binde lag am Boden: überall Blut und Blut, und die Stirne Peters war kalt und bleich und der Atem still: tot — —.

„Mach uif, verfluächts ch.... Meitli!" Da krachte die Türe.

„Jesus, Maria und Josef!" rief in Todesangst das Franzli, lief ans Fenster, öffnete es und sprang hinaus in den Garten. Nur heim — heim!

Ein zitterndes Schwälbchen war es nun, das das warme, verlorene Mutternest wieder suchte. Als es auf der Straße dahinlief, hörte es hinter sich johlen und schreien, lachen und schimpfen: Es waren die Saufbrüder des Ochsenwirts; sie hatten sich davon gemacht.

Die Nacht war dunkel und sternenlos. —

5. Im Acherboden zieht der Tod ein.

Als s' Franzli einsam in der Nacht dem Acherboden zuhastete, hob sich auf einmal unter dem großen Birnbaum am Wege eine dunkle Gestalt ab. „S' hed dr doch nid eppis gäh?" — „Nei, nei, Sepp", und sie erzählte dem Sepp alles angstbebend und zitternd.

„Dui guäts Franzli, was hesch ai miässä durä machä", so tröstete es Sepp und streichelte voll Liebe seine Hand.

Nun lag s' Franzli seit 14 Tagen im Bett. Ein furchtbares Fieber hatte es gepackt. Trübe Tage waren im Acherboden, ohne Sonnenschein. Trauer und Leid lagen in dumpfem Brüten über dem Haus.

Durch die Gemeinde aber schlich mit spritzendem Geifer die Riesenschlange der Verleumdung. Beinahe in jedes Haus hinein schlich sie, zischelte in jedes Ohr hinein und vergiftete Gedanken und Worte. Der Ochsenwirt zuckte mitleidig die Achseln, wenn man mit ihm vom Franzli redete und sagte: „I ha's miässä uisjagä, dä Schleipf; i chennt ja redä, wen-i-wett."

Wohl munkelte man von jenen Vorgängen am Abend, und die Guten glaubten ihm nicht, aber die Lästermäuler um so lieber. Man wußte zwar, wie vorher keine Kellnerin bei ihm hatte bleiben können, aber dennoch glaubten viele nur zu gerne dem Stiini. Gäßchen auf, Gäßchen ab surrte das Hogertrini, eilig wie eine „Brämä". Dem Stiini habe s' Franzli nachgestellt, d'r „Hoffertfutz", den Herrn Baron von Grünwald hätte es gern geangelt und mit ihm geliebäugelt; dem Ehrlenmattpeter habe es die Binde abgerissen und ihn so getötet, und warum es jetzt krank sei, ja, das wisse man schon — so ein' Leichtfuß.

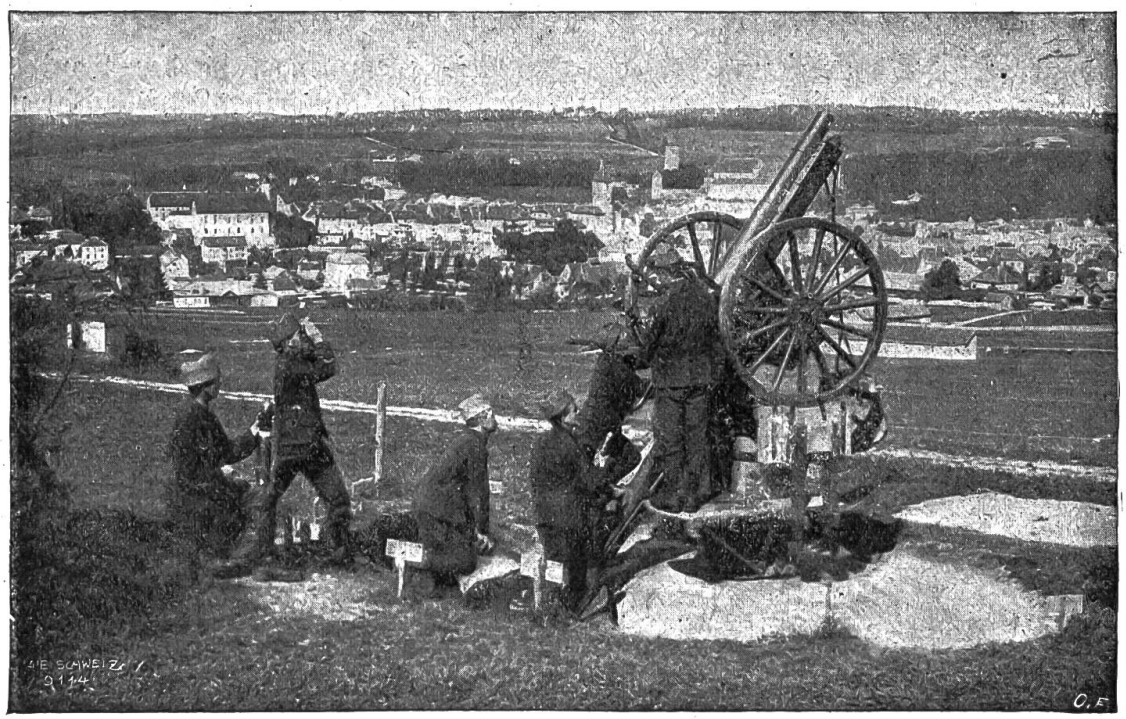
Alle Weiber verhandelten auf dem Dorfplatze: Die Arme hielten sie verschränkt und die Gesichter waren heiß vom Reden. Der Wasserfall des Geschwätzes fiel mit schwerem Geplätscher von ihren Lippen, bald für, bald gegen das Franzli.

Toni Imrain aber, der Vater, sah die forschenden, fragenden Blicke sein Antlitz abtasten, bald mitleidig, bald schadenfroh. Wie das wurmte und drückte! Stundenlang war er daheim in der Stube und brütete vor sich hin, oder saß am Krankenlager seiner Tochter und weinte und horchte auf die Fieberreden. Draußen war Arbeit, die ein gesegneter Herbst gebracht hatte; draußen war eine Herbstsonne, die lockte und zur Betätigung rief. Toni schlich still und verschlossen im Hause herum und tat nur das Notwendigste. Er magerte ab und sein Gesicht fiel ein. —

Die gesunde, junge Kraft des Franzli besiegte die Krankheit, aber die Fröhlichkeit von früher war dahin. Von den wilden Gerüchten, die im Dorfe herumgingen, wußte es nichts, freilich aus der leidenden und mitleidigen Miene der Mutter, aus dem harten Kampfe des Vaters mit sich selber verstand es manches zu lesen. Die sonderbaren, prüfenden Blicke seiner Freundinnen, gelegentlich ein unkluges Wort, das es auffing, gaben ihm nach und nach die Gewißheit, daß man böse von ihm redete.

Nach solchen Tagen fand dann die Mutter sein Bett am Morgen zerwühlt und das Kopfkissen naß von seinen Tränen. Seitdem s' Franzli wieder genesen war, erklang das frohe Jauchzen des Steibodensepp aufs neue und immer lustiger und froher, und über Franzlis bleiches Gesicht huschte jedesmal ein stilles, versonnenes Lächeln. —

Man rief wieder den Doktor und dann



Von der Grenzbesetzung. — Fliegerabwehr bei Pruntrut. (Phot Güsy, Pruntrut.)

den Pfarrer ins Acherbodenhaus. Der Vater war erkrankt. Der Kummer und Aerger hatte seine kränkelnde Kraft vollends gebrochen. Wie eine entwurzelte Eiche lag er im Bette. „Diä cheibä Tätschä", murrte der Doktor in seiner urchigen Art vor sich hin, „mä sett si ungspitzt i Bodä inä schlah." Er sah wohl den Hauptgrund der Krankheit. Aber das Leben des Toni verflackerte rasch. Die ärztliche Kunst reichte nicht mehr aus. Toni selber fühlte, wie sein Lebenslicht langsam den Docht hinunterstieg, kleiner ward und erlöschen wollte.

An einem Novembertage lag er auf dem Sterbebette: sein Geist war verwirrt; er meinte, es wäre Abend. Seine Kinder und die Mutter seiner Kinder waren um ihn versammelt. Er verlangte einen Rosenkranz und fing an zu beten. Eine Zielete, zwei Zieleten, wie er sonst jeden Abend den Abendrosenkranz vorgebetet hatte, da ward seine Kraft schwach. „Bät dui, Franzli!"

Laut aufschluchzend, betete es. Der Vater atmete schwer. S' Franzli hörte auf. „Bät, Franzli, bät", und seine Lippen murmelten leise mit. Da warf vor Leid und Weh das Franzli sich aufs Bett hin und rief schluchzend: „Stirb nid, Vater, nei, stirb nid!"

„Bät, Franzli, bät", sagte leise die Stimme des Toni, und er fuhr über das Blondhaar des Franzli mit seiner knochigen, abgemagerten Hand, segnend und liebkosend. „Jetz nu äs Vater-Unser für iise Find, Franzli." Da erlosch das Licht seines Lebens.

So starb der Toni Imrain vom Acherboden. —

6. 's Hogertrini und der Sepp.

Das Hogertrini hatte in letzter Zeit nicht mehr gut beten können. Vom Gucklöchlein kam es beinahe nicht mehr weg, und jedesmal, wenn vom Acherboden her ein Besucher kam, flog ein Fensterflügelein auf und die Fragen nach den Vorgängen im Acherboden prasselten auf die Leute hinunter wie Hagelschlossen im Juli.

Hie und da machte sich Katharina Imfeld doch Vorwürfe, daß sie nur immer ans Franzli dachte und sich über ihr Unglück so freute. Aber dagegen hatte sie ein gutes Rezept. „Aes hets verdiänät, d'r Hochmuätsesel"; solche Kraftausdrücke beruhigten ihr zappeliges Gewissen.

Nein, das Beten wollte nicht mehr gehen. Vor zwei Wochen hatte das Hogertrini ein gewaltiges Gebetbuch mit mächtigen Buchstaben gekauft, aber nur etwa zwei Tage gings gut, dann war alles wieder im alten. Darum ging denn das alte, bucklige Mädchen fast alle drei Tage ins Dorf und kaufte wieder ein neues Gebetbuch mit noch größern Buchstaben. Aber bald schaute wieder aus jedem der mächtigen Buchstaben das Gesichtchen des Franzli hervor, die hohen Stöckelschuhe, der kecke Zopf, der Spitzenunterrock und das enge Kleid, und dann wars aus mit der Andacht.

An jenem Tage, da der Toni Imrain starb, ging Katharina Imfeld still und leise wie eine Katze, die einem Vogel auflauert, am Acherboden vorbei. Es war einsam um das Haus, denn echter Schmerz ist nie geschwätzig. Heute wollte Katharina Imfeld das größte Gebetbuch kaufen, das sie haben könnte. So war Gott mit ihr nicht zufrieden, so durfte es nicht mehr weiter gehen.

Dann wollte sie dem Steibodensepp einmal klaren Wein einschenken; jammerschade um so einen Burschen, hatte sie oft zum Laibfläkä-Rosi gesagt, das hatte sie: daß so einer sich ans Franzli hängen mußte.

Der Steibodensepp war gerade vor dem Gaden und schnitt eine Haglatte: er pfiff und trillerte, und der Schalk saß ihm auf der lustigen Stirne. „Guten Tag, Fräulein Imfeld"; das schmeichelte dem Hogertrini immer am meisten, wenn sie so angeredet wurde. Sogleich stand sie still und redete eifrig auf den Sepp ein.

Als Katharina Imfeld vom Franzli im Acherboden zu reden anfangen wollte, ward die Stirne des Sepp düster und drohend, und mit unterdrücktem Zorn fuhr er sie an: „Häb s' Muil, Trini, da weiß ich meh as Dui." Er ging schnell ins Haus hinein und ließ die verdutzte Katharina Imfeld allein stehen.

Am Abend vor dem Schlafengehen betete Katharina das Gebet für einen Feind, für den Sepp, aus dem neuen Gebetbuch, und es deuchte sie besonders kräftig und wirksam. Und in seligen Gedanken der Feindesliebe

schlief sie ein. Nein, noch einmal lachte sie hell auf; was würde wohl des Dachdeckers Bethli sagen, wenn sie ihr vom Sepp und seinem Starrsinn erzählen würde; den Kopf schütteln würde s' Bethli, wie sie. —

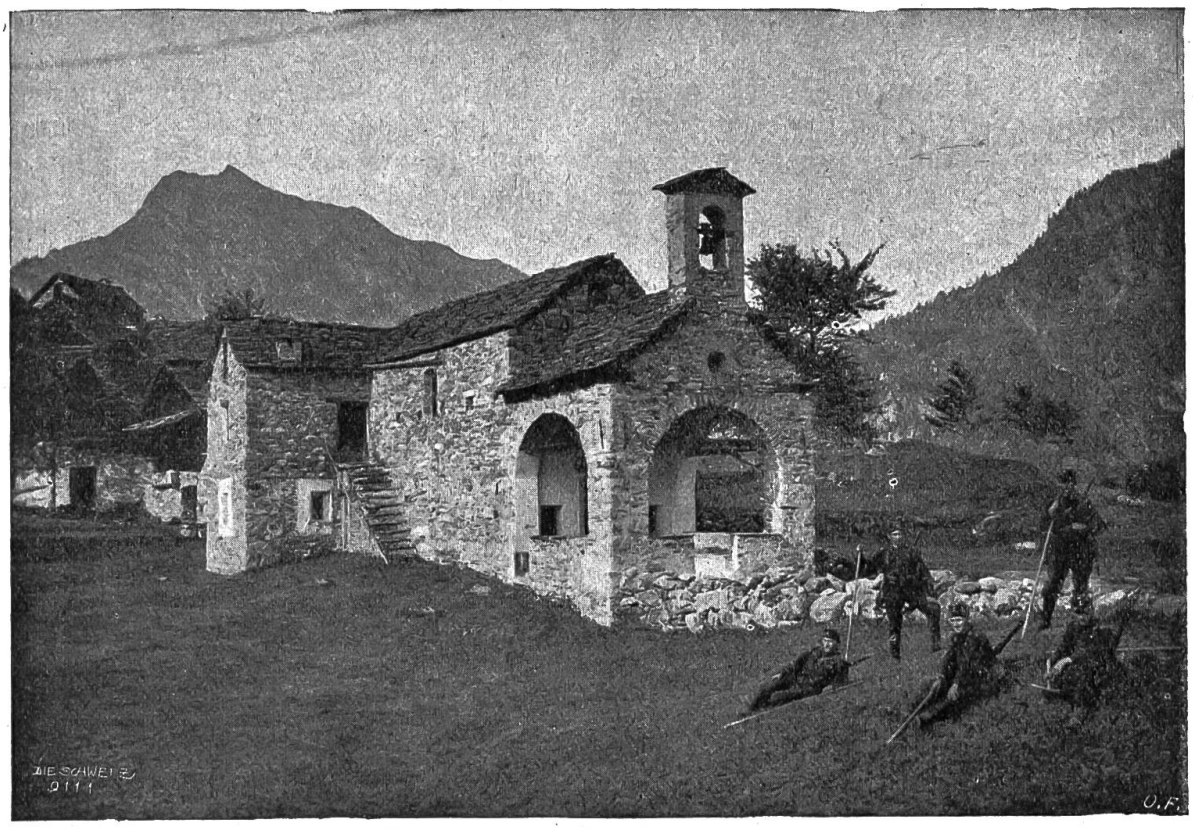
7. Des Pfarrers Predigt.

Am letzten Sonntag im November legte man den Toni Imrain vom Acherboden ins Grab. Die Kinderschar des Toni weinte am Grabe, Mutter und Tochter waren einfach und schlicht in ihren schwarzen Kleidern, gebeugt von der Last ihrer Schmerzen. Weinend klagten sie Gott ihr Leid und ihre Schuld. Neugierige Augen forschten, wie tief wohl der Schmerz sich auf dem marmorenen Gesichte des Franzli eingegraben habe; aber was sie lesen konnten, war nur die Schrift der Tränen und der Ergebung in Gottes Willen.

Den neugierigsten Blick hatte Katharina Imfeld. Eine geheime Freude hatte sie zwar, daß nun Gott das Hochmutsnärrchen so prüfte, aber das sollte niemand sehen. Die gichtige Hand hielt fest das mächtige Gebetbuch mit dem großen goldenen Titel umklammert. Als die drei Erdschollen auf den Sarg hämmerten, als wollten sie fragen: Toni, bist du noch da? — zuckte s' Franzli zusammen, und s' Franzi brach in lautes Schluchzen aus. Da faßte Katharina Imfeld den Entschluß, in der Kirche zuerst das schöne Gebet für seine Feinde zu beten, und nicht nur den Sepp, nein, auch s' Franzli und ihre Mutter einzuschließen.

Die Männer gaben alle dem Toni das Weihwasser; diejenigen, die seine Verwandten waren, diejenigen, die seine Freunde, seine Bekannten gewesen waren, sie alle hatten ihn geliebt wegen seines ehrlichen und reinen Lebens. Etwas vom Angesicht des Todes lag auf den Gesichtern der Männer: Ruhe und Weihe und die Kraft, dem Tode ins Auge sehen zu dürfen. Die Frauen kamen eilig und warfen einen scheuen, ängstlichen Blick ins Grab hinein, gaben schnell das Weihwasser, denn die Nähe des Todes schmerzte ihre weiche Seele.

Eben hatte das Hogertrini das Gebet für die Feinde verrichtet und noch drei Vater-



Von der Grenzbesetzung. — Bei Preccia im Maggiatale. (Phot. J. Gaberelli, Thalwil.)

Unser dazu gegeben, als der Pfarrer die Kanzel bestieg. Der Vorspruch war aus dem Sonntagsevangelium genommen Matth. 24: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.“ Eine eigenartige Liebe lag heute in seiner Stimme, Mitleid und doch fester Wille. Katharina Imfeld saß gerade unter der Kanzel. Sie kannte diesen Ton ihres Seelsorgers und freute sich: „Heute würde der hochwürdige Herr Pfarrer wieder einmal „denä d'Meinig sägä, ja die hättens schon lange verdient“, und dachte dabei an alle ihre Freundinnen, an die Nachbarn, an die bösen Männer, nur an sich nicht.

Nun setzte sich Katharina Imfeld zurecht mit weitbauschenden Röcken, so recht bereit, jedes Wort aufzusaugen, wie ein leerer Schwamm Wasser in sich hineintrinkt, bis er voll ist.

Der Pfarrer begann: Christi Worte sind unvergänglich. Wie sind deine Worte? Vergänglich und leer, wenn sie nicht im Geiste Christi gesprochen sind, unvergänglich und ewig, wenn sie von Christi Gesinnung getragen sind. — Christi Wort ist wohltätig, gütig, liebevoll. Dein Wort, lieber Christ, ist ist oft hart, neidisch, voll Argwohn. Christi Wort ist wahr und gerecht. Dein Wort ist oft lügnerisch und ungerecht.

Da war es Katharina Imfeld, als ob das Auge des Pfarrers auf ihrem Auge ruhte. Sie hielt den Blick nicht aus. War es das Auge des Heilandes, das im Blicke des Pfarrers prüfend ihre Seele durchforschte? Sie beugte sich vornüber und senkte den Kopf und wagte nicht mehr, aufzuschauen.

Der Pfarrer erhob seine Stimme zu voller Kraft: „Weil dein Wort nicht das Wort Christi ist, nimmst du die Ehre deines Mitmenschen in den Mund, wie man laues Wasser trinkt, um es voll Ekel auszuspucken. Du verlästerst den guten Namen deines Mitmenschen, als ob er eine Mücke wäre, die dir in den Mund geflogen ist. Du spöttelst und freust dich über das Leid deines Mitmenschen. Wie der Lungenkranke seinen Auswurf ausspuckt, so spuckest du den Namen deines Mitbruders von dir. Weil dein Wort nicht Christi Wort ist, deswegen bringt es deiner Seele keinen Nutzen, ja tötet sie. Wenn du dir sagen mußt, mein Wort hat verleumdet, hat falschen Argwohn ausgesprochen, hat dem Mitmenschen weh getan, dann ist es vergänglich, bringt deiner Seele Unheil, nein, dann ist es unvergänglich, dir zur ewigen Strafe, und dann weh dir!“

Katharina Imfeld schaute verstohlen zum Franzli hinüber; verwundert hörte dieses die harten Worte des sonst so milden Pfarrers.

„Dein Wort soll sein wie Christi Wort, dann ist es unvergänglich, dir zum Heil. Christi Milde leuchtet auf wie das Morgenrot eines schönen Tages nach langer Regennacht. Es sucht die Schmerzen der Menschen nicht zu mehren, sondern mildert sie; wühlt die Wunde nicht auf, sondern heilt sie. Was nützt jede Frömmelei, was Rosenkränze und Gebetbücher, wenn man das einfachste Gebot Christi nicht kennt: das Gebot der Liebe: du sollst den Nächsten lieben wie dich selbst, und wenn man seine Worte nicht darnach richtet?“

Da war es Katharina Imfeld, sie sei daheim in ihrem Stüblein. Sie sah die große Zahl ihrer Gebetbücher: den „Goldenen Himmelsschlüssel“, den „Himmelsweg“, und all die andern, aus denen sie so oft gebetet hatte, die „Türe zur Ewigkeit“, worin die kräftigsten Gebete waren. Sie sah die letzten fünf Gebetbücher, die sie gekauft hatte, mit den großen Buchstaben, den schönen Goldschnitten: in ihrem Stüblein leuchtete die Sonne darauf, daß das Gold aufblitzte: — und das alles umsonst? Die Gebete am Guckfensterchen — nichts wert? Sie lehnte sich noch mehr vornüber und kauerte in sich hinein. Da fiel ihr das große neue Gebetbuch zu Boden mit mächtigem Lärm. In der Kirche war es mäuschenstill gewesen; alles schaute auf.

„Mach also deine Worte der Vergänglichkeit und der Sünde zu unvergänglichen Worten deines Heiles in Christus durch eine Reue, die dich bessert, die wieder gut macht. Tust du das, so höre den Psalmisten, der dich Fehlenden tröstet, 33. Psalm: „Nahe ist der Herr denen, die bedrängten Herzens sind, und den Geistgebeugten hilft er.“ Amen.“ So schloß der Pfarrer.

Alles war bewegt. Der Geist des Toten, den sie begraben hatten, und dem so viel Leid angetan worden war, war gerechtfertigt, und

Erzbischof M. von Faulhaber von München auf seiner Besuchsreise zu den deutschen Internierten als Gast im Kapuzinerkloster zu Stans.

viele beteten, daß Gott ihr Unrecht ihnen verzeihen möge.

Als Katharina Imfeld die Kirche verließ, warteten das Laibfläckä-Rosi und s' Dachdeck-Bethli, ihre Freundinnen, vor der Kirche auf sie; wie gewöhnlich wollten sie die Predigt besprechen und herausfinden, auf wen es gemünzt wäre. Katharina achtete ihrer nicht. Auf dem Heimwege holten die Leidleute sie ein. Katharina grüßte freundlich und verschämt — seit einem Jahre hatte sie das nicht mehr getan.

8. Freude nach Leid!

Der Frühling war schon einmal ins Land gezogen, seitdem man den Toni vom Acherboden begraben hatte. Jetzt streckte er zum zweiten Mal neugierig eine weiße wollene Zipfelmütze über die Berge hinüber — der Föhn hatte sie ihm gestrickt — und hielt Ausschau. Nein, den blonden Rotkopf wollte sich der junge Stürmer vorläufig noch nicht erkälten. Ha, — doch, es war keine Gefahr, seine Zeit war da; übermütig warf er die dicke Mütze ab und lachte so laut, daß die Blumen kichernd hervorkrochen, daß die Bienen zu summen anfingen, daß die Quellen perlend sprangen. He, da war es doch zu begreifen, daß der Sepp im Steiboden auch fröhlich war; beinahe einen Kropf sich anjauchzte vor Freude.

Aber die Stimme des Sepp jubelte nur den Frohsinn seines Herzens in die schöne Welt hinaus. Er und s' Franzli, s' Franzli und er: das hieß jedes Juhui, und jedes „doo-lo-loli-ui-jo-do". Nach Ostern würde das Franzli sein eigen, und er wußte: sie beide paßten zu einander.

Im Dorf hatte den Stiini vom „Ochsen", der ein Schnapssäufer geworden war, den Schlag getroffen und er „serbelte" nun so dahin. „Us dem gids nid meh", sagten seine Kameraden, und mieden ihn.

Im Acherboden führte der Steibodensepp das Regiment, und s' Franzli war wieder fröhlich, hatte ein rotwangiges Apfelgesichtlein und ein Mündchen mit kirschroten Lippen, die wollte der Sepp etwas genauer kennen lernen, wenn s' Franzli sein eigen geworden wäre.

Als das Paar am Samstag vor dem Hochzeitstag beichtete, kniete zu hinterst in der Kirche Katharina Imfeld und betete. Da fuhr ein Sonnenstrahl durch das Fenster und beleuchtete das volle Haar Franzlis, daß es aufleuchtete wie ein Heiligenschein, und der gleiche Lichtstrahl huschte schnell über das Gesicht Katharinas, über seine runzeligen, verschrumpften Züge. „Gib im Franzli Sägä, liäber Gott", betete Katharina Imfeld mit tiefer Inbrunst.

Es war ihr Ernst mit ihrer Besserung seit jener Sonntagspredigt des Pfarres. Und doch war noch so ein kleines Pünktchen, wo sie Recht haben wollte, auch dem Pfarrer gegenüber und auch ein wenig gegenüber dem Herrgott.

Die 5 Wunden Christi betete das Hogertrini für das Glück des Franzli. Dann aber noch 7 Vater unser zu den 7 Freuden Mariä, daß s' Franzli recht brav bliebe: „S' Franzli ist halt z'hoffärtig gsii, haargliich, und wer weiß", — — — — dachte dabei Katharina.

Der Heiland war zufrieden mit dem Gebete, das Katharina zu ihm verrichtete; die Muttergottes mit dem zu ihr nicht so recht, und doch waren es zwei Vater unser mehr. — Hogertrini, warum wohl das? —

Ein Hoch dem kleinen Postgehilfen.

Irgendwo im lieben Lande Winkelrieds, mehr verrat ich nicht, da lebt und leibt ein kleiner Pöstler, der als Briefträgergehilfe mit Geschick und Bravour seines wichtigen Amtes waltet. Seine Beine sind kurz, aber flink, und machen Schritte, als trügen sie Siebenmeilenstiefel. Schnell und behende tragen sie das wohlbeleibte, behebige Männlein durch Straßen und Wege, flux in die Häuser hinein, Stiegen hinauf und Stiegen